



Silvia Hable

Ab an die Arbeit!

Betreuungsgeld und frühkindliche Fremdbetreuung im Diskurs (Teil 3)

Am 9. November 2012 wurde vom Bundestag das Betreuungsgeld beschlossen. So sollen Familien, die ihr ab dem

31. Juli 2012 geborenes Kind nicht in eine staatliche Kita oder zu einer Tagesmutter in staatlicher Trägerschaft ge-

ben, ab dem 1. August 2013 für das 2. und 3. Lebensjahr des Kindes monatlich 100 Euro erhalten, ab 2014 150 Euro.

SPD, Grüne und Linke kündigten eine Verfassungsklage an. Kanzlerkandidat der SPD Peer Steinbrück bezeichnete das Betreuungsgeld, welches er selbst in seiner Amtszeit als Finanzminister mit auf den Weg brachte, als »Schwachsinn« und erörterte vor allem die finanzielle Unmöglichkeit der Idee. Manch einer hat sich bei der erhitzten Debatte um diese vergleichsweise geringe staatliche Leistung gefragt, ob hier noch eine Verhältnismäßigkeit gewahrt wird. Kein Kriegseinsatz, keine Milliardengeschenke an Banken, keine überhöhten Politikerdiäten und Managerboni, kein neues Überwachungs- und Datensammelgesetz oder die Rolle Deutschlands in internationalen Klimaabkommen wurde in den letzten Jahren derart medial aufgebauscht und zum politischen Show-down erklärt.

Kein Wunder, dass sich in Verteidigung des Betreuungsgeldes nur Hinterbänkler der CDU und FDP überhaupt an einen Redebeitrag gewagt haben. Für eine familienpolitische Leistung geheim abzustimmen ist das Eine – in der Öffentlichkeit die Meinung zu vertreten, dass die Erziehungsleistung von Eltern auch finanziell zu würdigen sei, gleicht einer Ausstiegserklärung aus der politischen Karriere.

Es gibt einiges am Betreuungsgeld zu kritisieren und zu verbessern. Darum geht es hier aber gar nicht, genauso wenig wie um die Kinder selbst. Sonst wäre all die Energie, die in Diffamierungen von Betreuungsgeldbefürwortern geflossen ist, in einen konstruktiven Dialog über eine gerechte Ausgestaltung eines Erziehungsgehaltes bei gleichzeitiger Steigerung der *Qualität* und nicht nur der Quantität von Krippen geflossen.

Hier geht es einzig und allein um einen Kulturkampf, um die viel zitierte »Lufthoheit« über den Kinderbetten, um Macht und Profilierung, sowie den paternalistischen Anspruch, den eigenen Lebensentwurf anderen überzustülpen, um letztlich etwas für sich selbst herauszuholen.

Kann Barbie eigentlich kochen?

Interessanterweise heißt es im ersten Grundsatzprogramm der Grünen noch: »Die Mütter oder Väter, die sich aus erzieherischer Verantwortung überwiegend ihren Kindern widmen, gegebenenfalls

unter Verzicht auf die Ausübung ihres Berufes, leisten eine Arbeit von größter gesellschaftlicher Bedeutung. Damit die spätere Entwicklung des Kindes ungestört verlaufen kann, sollte in den ersten Jahren möglichst kein Wechsel der Bezugspersonen stattfinden. Darum fordern wir entsprechende Angebote hauswirtschaftlicher und pädagogischer Ausbildung und ein Erziehungsgehalt.«

Doch gerade die Grünen haben sich in einer Schmähkampagne gegen das Betreuungsgeld als besonders aktiv hervorgetan und sich das mit der Organisation von Demonstrationen und Lobbyarbeit auch einiges kosten lassen. Unter anderem wurde am 6. Juni 2012 eine 65.000 Euro teure Anzeigenkampagne in den Medien geschaltet, die bislang am polemischsten gegen das Betreuungsgeld geschrieben hatten, um die angeblichen Auswirkungen der »Herdprämie« zu visualisieren: Es wird eine Gruppe von spielenden Kindern gezeigt, die dem Kleinkindalter deutlich entwachsen sind und, insofern nichts mit dem Betreuungsgeld zu tun haben. Eines der Kinder löst sich aus der Gruppe, um alleine fernzusehen.

»Befürworter des Betreuungsgeldes und ähnlicher Konzepte werden auch persönlich attackiert«, schreibt DIE WELT. »Dabei fällt in dieser Debatte ein weiteres Tabu des zivilisierten Diskurses: die politische Sippenhaft. So muss sich etwa Oskar Lafontaine, damals Parteivorsitzender der Linken, heftiger Kritik erwehren, weil sich seine Ehefrau dafür ausspricht, Mütter von kleinen Kindern großzügig zu unterstützen.

Lafontaine teilt die Forderung nicht, wird aber trotzdem immer wieder aufgefordert, sich öffentlich von seiner Frau zu distanzieren. Die Vorsitzende der SPD-Frauen in Hessen, Ulli Nissen, lauert Lafontaine schließlich auf einem Parteitag der Linkspartei auf und schenkt ihm öffentlich eine blonde Barbiepuppe und einen Spielzeugherd. Die Aktion findet viel Beifall. Nissen wird von der Frankfurter SPD für den Bundestag nominiert.«

Familienministerin Schröder hat sich mit dem Betreuungsgeld unfreiwillig zur Zielscheibe kollektiven Spottes und Ablehnung gemacht. Dabei war das Betreuungsgeld nicht ihre eigene Idee, nur seine Umsetzung fällt wegen des Koalitionsvertrages in ihren Aufgabenbereich. Redlich bemühte sie sich, es so auszuge-



Peer Steinbrück brachte einst das Betreuungsgeld auf den Weg und findet es heute »Schwachsinn«.

stalten, dass auch erwerbstätige Mütter davon profitieren.

Dennoch gerät im April 2012 die Vorstellung ihres Buches *Danke. Emanzipiert sind wir selbst* zum öffentlichen Tribunal. »Die Ministerin wird niedergeschrien und ausgelacht, mehrmals kommen Aktivisten auf die Bühne, um sie mit symbolischen Gesten, wie dem Angebot von Kaviar, zu demütigen.«, berichtet weiter DIE WELT.

»Ein Fernsehteam der ARD-Satiresendung »Extra 3« ist mit einem ganzen Chor gekommen, der plötzlich aufsteht und auf Anweisung des Moderators die Lesung mit einem Lied unterbricht: »Unser Kinder erzieh'n wir von daheim, vielen Dank! In eine Kita kommt mein Kind nicht rein, vielen Dank! Und dass man dafür 100 Euro kriegen kann, ist einfach super, Frau Schröder, vielen Dank!« Diesen Text singen sie zur Melodie des 50er-Jahre-Schlagers: »Das bisschen Haushalt macht sich von allein« (...) Der Moderator kommt nun nach vorn und überreicht eine goldene Schürze. Unter dem Gejohle des Saales sagt er: »Auf dass die Frauen endlich wegen Ihnen wieder wissen, wo sie hingehören: an den Herd.«

Erkennbar geht es um die öffentliche Demütigung einer Frau, der unterstellt wird, ein veraltetes Rollenbild zu vertreten. Niemand interessiert, dass Schröder nach einer ungewöhnlich steilen politischen Karriere erst Mutter wurde, als sie

schon Ministerin war, und nach der Geburt keinen Tag länger als gesetzlich vorgeschrieben im Büro fehlte¹, stellt DIE WELT klar.

Dabei werden andere, durchaus kritisierbare Gesetzesentwürfe von ihr, wie die Extremistenklausel, kaum öffentlich debattiert oder gar angegriffen – auch von den Bundesgrünen hört man hier erstaunlich wenig.

Mit den Reizthemen »Familie und Mutterschaft« lässt es sich eben besser punkten. Doch warum wird gerade dieses Thema so polemisch diskutiert, warum trennt es die Menschen in unver-

Das Müttermanifest

1986 fand, von den Grünen finanziert, ein Mütterkongress mit dem Titel »Leben mit Kindern – Mütter werden laut« statt. Im Laufe dessen wurde ein Müttermanifest verfasst, welches nicht nur bessere Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf sowie institutionelle Betreuungsmöglichkeiten forderte, sondern ein gesamtes Umdenken der Gesellschaft, der Wirtschaft und in der Stadtplanung. So sollte es Müttern mit Kindern ermöglicht werden, jederzeit und gern gesehen – auch gemeinsam – am gesellschaftlichen und

Diskurs zur modernen Mütterlichkeit hat sich die sogenannte egalitäre Fraktion, die den Positionen des Manifests kritisch gegenüber standen, vielleicht, weil sie zu den darin kritisierten kinderlosen »Karierefrauen« gehörten und auch weil diese natürlich mehr Zeit und Energie hatten, ihre Positionen durchzusetzen. Nicht umsonst kritisierten die »emanzipierten« Mütter, dass sie meist um die Uhrzeit, wenn Beschlüsse in der jungen Partei anstanden, dabei waren, ihre Kinder ins Bett zu bringen. Auch heute sind die meisten wichtigen Posten innerhalb der Grünen von Kinderlosen besetzt. Die grünen Mütter – die sogenannte dualistische Fraktion – durften sich noch ein paar Jahre in der AG Mütterpolitik verdingen, bis diese schließlich einschlof und mit ihr jeder Versuch, die »Mutterrolle« und »weibliche« Prinzipien in eine fortschrittliche, alternative Politik zu integrieren.

Das Feld der Mütterlichkeit wurde somit wieder ganz den Konservativen überlassen, um dies bis heute im gleichen Atemzug zu bedauern und zu kritisieren.

»Ich weiß was für dich gut ist« – der paternalistische Erwerbsfeminismus

Das Unverständnis, welches zunehmend Müttern gegenüber aufgebracht wird, die sich in den ersten Lebensjahren hauptsächlich ihren Kindern und dem Haushalt widmen, entspringt dem Denken einer westlichen, industrialisierten, hedonistischen Erwerbs- und Leistungsgesellschaft.

Auf der einen Seite genügt die Rolle der »Mutter« und »Hausfrau« alleine nicht, sie ist sogar zunehmend verpönt und gilt als schädlich für Frau und Kind – ungeachtet dessen, dass der Mensch in allen Kulturen Jahrtausende lang, Hausmann und Hausfrau gewesen ist, sich also in oder um seinen Wohnort aufhalten und zu allererst eine Subsistenzversorgung sowie Reproduktionsarbeit geleistet hat. Auch über das Machtgefälle zwischen Mann und Frau lässt sich hier durchaus debattieren:

»Die (...) Hausfrau war über Jahrhunderte eine machtvolle Person. Sie herrschte über das Haus, also einen richtigen Betrieb, zu dem zahllose Söhne und Töchter und oft auch Angestellte gehörten. Sie war Wirtschaftlerin – Ökonomie bedeutet Haushalt. Die Tischreden des Reforma-



Die Rolle der Hausfrau ist gesellschaftlich zunehmend verpönt.

einbare Lager, während die Pflege alter Menschen eher ein Randthema Betroffener bleibt, obwohl sie gerade Frauen in viel höherem Maße psychisch wie physisch belastet als die Kindererziehung.²

Hier hilft ein Blick zurück in die Anfänge des neuen westdeutschen Feminismus ab Anfang der 1970er, welcher vor allem durch den Kampf für das Recht auf Abtreibung starken Zulauf erhielt. So wichtig das Thema auch ist, so bezeichnend ist es auch, dass die westdeutsche Frauenbewegung vor allem durch eine Positionierung gegen Kinder gestärkt wurde.

– gerade auch »alternativen« – politischen Leben teilhaben zu können. Auch ein »Hausfrauengehalt« wurde dort debattiert – in den 70er Jahren im Übrigen eine verbreitete Forderung von englischen Frauenbewegten..

Im Manifest heißt es: »Mütterpolitik ist so fundamental wie absolut real. Sie liegt neben dem klassischen Schema der Rechts-/Links-Zuweisungen und sie wird und muss in den nächsten Jahren als neue Dimension in den Programmen der Grünen wie auch in eigenen autonomen Ansätzen niederschlagen.«³

Dieser Wunsch jedoch hat sich, wie man an der entgleisten Betreuungsgelddebatte sehen kann, leider nicht bewahrt. Denn durchgesetzt im allgemeinen

¹ <http://www.welt.de/politik/deutschland/article110883849/Wie-das-Betreuungsgeld-zur-Herdprämie-wurde.html>

² http://www.aerztezeitung.de/politik_gesellschaft/pflege/article/828086/pflegende-frauen-hilferufe-staat.html

³ <http://www.gisela-erler.de/text16.htm> (im Wortlaut)

tors Martin Luther illustrieren, wie der Alltag seiner Frau Katharina von Bora aussah: Sie braute Bier, buk Brot, hielt das Vieh, kommandierte das Gesinde und fütterte sechs Kinder. Und um ihren Mittagstisch saßen ungefähr zwanzig Personen – täglich.«⁴

Nun könnte man meinen, ein wenig Moderne würde nicht schaden und dieser doch recht eintönige, vorhersehbare Lebensentwurf mit dem Frau es kaum aus ihrem Dorf hinausschaffte, könnte mit einer »guten« Ausbildung, globalem Wettbewerb und elektronischen Kommunikationsmedien ein bisschen aufgepeppt werden. Nur leider sprechen Studien, die auf eine erhöhte *Burn-Out*-Gefahr bei arbeitstätigen jungen Müttern hinweisen, eine andere Sprache, ebenso werden die gesellschaftlichen und ökologischen Folgen dieser modernen Arbeitswelt komplett außer Acht gelassen.

Die Annahme, dass Mütter und Hausfrauen grundsätzlich fremdbestimmt und untertänig ihrem Mann dienen, ist auch auf der Basis von Alice Schwarzers Buch *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen* entstanden, welches als Diskurs bis heute in die Debatten hineinwirkt. Zurecht wurde darin das bürgerliche Familienmodell aus viktorianischen Zeiten kritisch hinterfragt, welches in Westdeutschland in den 50ern und 60ern seine Blüte erreichte und immer weniger mit der »mächtigen« (bäuerlichen) Hausfrau zu tun hatte. Dennoch wirken Schwarzers Analysen und Interviews von 17 Frauen aus dem Bekanntenkreis voreingenommen und wenig repräsentativ.

Auch die Lösung, wie aus der »Hölle« von Ehe und Haushalt zu fliehen sei, steht für sie schon 1975 fest: »Denn nur die Berufstätigkeit gewährt der Frau eine relative ökonomische Unabhängigkeit, vom eigenen Mann, nur die Berufsarbeit lindert die soziale Isolation und hebt das Selbstwertgefühl der Frauen, nur die Berufssituation bricht zumindest partiell die traditionelle Frauenrolle auf.«

Doch Schwarzer selbst warnt immer wieder davor, unkritisch der Erwerbstätigkeit willen arbeiten zu gehen, denn »heute dürfen Frauen nicht nur berufstätig sein, sie sollen es sogar. Zum Nutzen der Unternehmer und Ehemänner (...) ohne den weiblichen Beitrag gratis zur

Reproduktion und unterbezahlt in der Produktion würde die auf Unfreiheit basierende »freie Marktwirtschaft« zusammenbrechen.« Schwarzer warnt vor einer Doppelbelastung und spricht davon,

die als Mütter zuhause arbeiten?« fragt der ehemalige Arbeitsminister Blüm.⁵

Und in der Tat, im jetzigen Schwarz-Weiß-Denken eines Erwerbsfeminismus' erscheint die Frau, die von ihrem Mann



Alice Schwarzer meint, dass nur die Berufstätigkeit der Frau eine relative ökonomische Unabhängigkeit gewährt.

dass (west)deutsche Frauen mit Haushalt und Beruf sieben Jahre früher sterben als ihre Männer. »Wir müssen verstärkt in Männerdomänen vordringen ohne uns vorbehaltlos zu integrieren (...) Leistung um der Leistung willen, Entfremdung, Konkurrenz und Profit sind nicht unbedingt nachahmenswerte Maximen.«

Es scheint in der heutigen Diskussion, dass von Schwarzers durchaus guter Analyse nicht viel mehr als »Erwerbsarbeit (gepaart mit Krippenausbau) lindert alle gesellschaftlichen Probleme« übriggeblieben ist.

»Ausgerechnet die linke Arbeiterbewegung will auch die letzte Frau in die von ihr als repressiv bekämpfte Leistungsgesellschaft integrieren. Offenbar sollen Frauen zusammen mit den Männern erst unterdrückt werden, um sich sodann leichter zusammen mit diesen aus dem Elend zu befreien (...) Auf der anderen Seite sah die feministische Bewegung von jeher die Hausarbeit als Mittel größter Unterdrückung. Sie erkennt in der Fabrikarbeiterin, die in einer Schicht am Fließband 2000 Schrauben anzieht, immer noch mehr Emanzipation als in der Arbeit der Mutter. Warum sollten die Frauen an den Fließbändern eine freiere Entscheidung getroffen haben als jene,

dazu gezwungen wird, etwas zum Familieneinkommen dazuzuverdienen, damit er sich ein teures Hobby leisten kann und daher das Kind mit einem Jahr ganztags in die Krippe gebracht wird, emanzipierter als die junge Frau, die gemeinsam mit ihrem Mann die finanziellen Belange innerhalb einer 3-jährigen Elternzeit abspricht und sich in dieser Zeit selbstbewusst für das Leben als Hausfrau und Mutter entscheidet. Im Gegenteil: Je selbstbewusster und glücklicher sie mit diesem Lebensentwurf ist, desto mehr Dummheit und Reflexionsarmut wird ihr unterstellt. Sie könne eben nicht frei entscheiden, aufgrund ihrer weiblichen Sozialisation. Das müssten dann schon die anderen – aufgeklärten – Frauen für sie übernehmen. Paternalistischer könnte es kaum noch gehen!

Geh doch mal arbeiten! Ja, aber was denn eigentlich?

Eines der schlimmsten Schimpfwörter für Frauen von heute ist das »Heimchen am Herd«. Der Herd, dessen Vorgänger,

⁴ <http://www.zeit.de/2012/45/Hausfrau-Familie-Karriere>

⁵ <http://www.zeit.de/2012/45/Hausfrau-Familie-Karriere>

das offene Feuer, menschliche Evolution zwar erst möglich gemacht hat, wird in der Moderne nicht zufällig in Zusammenhang mit einer beleidigenden Herabsetzung gebraucht und somit das Hausfrau-/Hausmannsein selbst.

Alle Berufe und Tätigkeiten in unserer hochtechnisierten Gesellschaft, die sich mit primären menschlichen Bedürfnissen beschäftigen, sind entweder schlecht bezahlt, schlecht angesehen oder beides.

Gärtner und Landwirte hierzulande arbeiten meist weit unter Mindestlohnniveau. Erzieher, obwohl angeblich so wichtig, werden schlecht bezahlt, ebenso wie Krankenschwestern und Altenpfleger. Von den Arbeitsbedingungen der Reinigungskräfte ganz zu schweigen. Hauswirtschaftsschulen schließen und Meister in traditionellen Handwerken finden keine Lehrlinge mehr.

Importware ist billiger, der Hände Arbeit lohnt im globalisierten Wirtschaftsmodell nicht mehr. Wir sind vom Boden, der uns nährt, getrennt, maximal dient er noch als Spekulationsobjekt. Stattdessen weitet sich der Dienstleistungssektor aus – und mit ihm die Berufe, die ganz und gar nicht mit einem Säugling oder Kind zu vereinbaren sind, denn welches Kind will schon gerne seinen Eltern zusehen, während sie bis tief in die Nacht vorm Computer sitzen?

Erstrebenswerte Erwerbsarbeit findet trotzdem idealerweise in einem Büro statt – steril und niemand macht sich dabei schmutzig – ganz so wie der Alltag von Journalisten, Berufspolitikern, Managern und Verwaltungsfachangestellten aussieht, also denjenigen, die die Richtigkeit und Sinnhaftigkeit dieses Modelles predigen. Der Sinn – oder gar der Schaden – dieser Arbeit für die ganze Gesellschaft wird nicht hinterfragt, wenigstens nicht solange der Erdölpreis noch niedrig ist und wir es uns leisten können, die Herstellung aller primär wichtigen Güter ins ferne Ausland zu schlecht bezahlten Tagelöhnern auszulagern, sowie eine zunächst »kostenlose« Umweltzerstörung in Kauf zu nehmen.

Ganz selbstverständlich scheint es, dass sowohl Arbeit als auch Entspannung nur vom Kind getrennt stattfinden kann. Nicht umsonst boomen *All-Inclusive*-Urlaube, in denen die Kinder fast rund um die Uhr in einer Kinderbetreuung abgegeben werden können.

In vielen tradierten Kulturen dagegen, wie z. B. bei den *Aborigines* gibt es



Alle Berufe und Tätigkeiten in unserer hochtechnisierten Gesellschaft, die sich mit primären menschlichen Bedürfnissen beschäftigen, sind entweder schlecht bezahlt, schlecht angesehen oder beides.

keine Wörter für »Arbeit« oder »Freizeit«, die Tätigkeiten gehen hier fließend ineinander über, Kinder müssen daher nicht extra dafür ausgelagert werden. Arbeit wird nicht als Last oder Stress verstanden, von der man sich dann gebührend und am besten kostspielig erholen müsste.

Interessanterweise verbringen diese Kulturen aber wesentlich weniger Zeit mit dem, was wir als »Erwerbsarbeit« einstufen würden. So hat eine Kultur auf den Nikobaren (Indien) vor dem Tsunami 2004 nur eine Stunde pro Tag »gearbeitet« und den Rest des Tages mit »Freizeit« verbracht. Für den Wiederaufbau nach dem Tsunami sind Entwicklungshilfeprogramme vor Ort angelaufen. Der Lebensstandard wurde binnen weniger Monate dem westlich industrialisierten angepasst. Straßen wurden gebaut, es gibt Wasser- und Stromleitungen, motorisierten Verkehr- und plötzlich eine Menge zu tun. Das moderne Lebensmodell hat eine Dynamik mit sich gebracht, die auch denen, die ihm nichts abgewinnen können, verunmög-

lichen, im alten Rhythmus zu leben. Um ihre Gesellschaft nun auf dem neuen Stand funktionsfähig halten zu können, müssen die Menschen nun acht Stunden am Tag »erwerbsarbeiten«.

Doch auch in Kulturen, die schon etwas weiter »entwickelt« sind, ist es durchaus normal, dass die Mutter ihre Kinder mit zum Arbeiten nimmt, z. B. mit auf den Markt zum Verkaufen von Waren, und es dabei gestillt wird.

Kinder gehören hier zum Alltag dazu, die Frau darf als »Ganzes« auftreten und muss ihren »Mutteranteil« nicht verstecken, was ihr zu einem anderen Ansehen und dadurch zu mehr Souveränität auch im Umgang mit den Kindern verhilft.

Nicola Schmidt vom Projekt »Artgerecht« sagt dazu: »Während in indigenen Gesellschaften die Geburt des ersten Kindes das bisherige Mädchen zur Frau und Mutter werden lässt und ihr somit erst den Zugang zur »erwachsenen« Gesellschaft sichert, fällt die Frau mit ihrer Mutterschaft in industrialisierten Ländern aus dem System heraus und wird an der Rand gedrängt.«



Außer sie behält die Attribute, die für die moderne Frau als erstrebenswert gelten: Sexuelle Attraktivität und die Fähigkeit zu (kreativer und erfolgreicher) Erwerbsarbeit, während das Muttersein an sich eher als eine Art »Zusatzqualifikation« angesehen wird. Besonders was das Organisationstalent betrifft, mit dem der Tag des Kindes, seine außerhäusige Betreuung, seine Hobbys und später sein schulischer Erfolg »gemanaged« werden. Auf keinen Fall aber soll das Baby und Kleinkind die jungen Eltern, insbesondere die Mutter, über Gebühr einschränken oder zum Verzicht auf irgendetwas zwingen.

Diplom-Psychologin Ann-Kathrin Scheerer weist auf den inneren Konflikt der Frauen hin:

»Die Notwendigkeit, als Mutter eine Weile auf etwas verzichten zu müssen, wird öffentlich stets verleugnet, obwohl es die sicht- und fühlbare Wirklichkeit ist.«⁶ Während die einen »neidisch« auf Berufstätige seien, seien diese wieder-

⁶ <http://www.psychoanalyse-aktuell.de/kin-der/fremdbetreuung.html>

um neidisch auf die Zeit, die »Hausfrauen« mit ihren Kindern verbringen dürfen. Einerseits müssten sich Frauen mit ihren eigenen Müttern zu identifizieren versuchen, andererseits sollen sie die »männliche Welt begehren«. Unser Kind schreit danach, buchstäblich, dass wir uns für eine Weile wieder auf »Mütterlichkeit« festlegen sollen, und wir reagieren, neuer Freiheitsrechte beraubt, sehr ambivalent darauf bis hin zum unterschweligen Hass auf das Kind. Eine andere Möglichkeit mit diesem Verzicht umzugehen, ist die Glorifizierung der Mutterrolle.«

Getrennte Lebenswelten

Die Auffassung von Mutterschaft als etwas Privates, Einschränkendes, welches strikt von Erwerbsarbeit zu trennen sei, resultiert aus der Industrialisierung. Die US-amerikanische Psychotherapeutin Shari Turner befasst sich in ihrem Buch *Muttermythos* mit den Epochen von der Antike bis zur Moderne

und dem darin jeweilig existierenden Idealbild von Mutterschaft. Sie schreibt zur industriellen Revolution: »(Sie) zerstückte die traditionelle Familienstruktur, indem sie einstmalig unteilbares Ganzes – Heim und Arbeitsstätte – für immer auseinanderriss. Vom Rhein bis zum fernen Mississippi leerten sich die Dörfer, um die Fabriken mit Arbeitskräften zu versorgen.

(...) Im Zuge dieser außerordentlichen sozialen Umschichtung verwandelte sich die Familie von einer produzierenden Einheit in eine Verbrauchereinheit, bei der der Vater Tag für Tag fort war (...) während die Mutter zuhause blieb und mit dem vom Vater zugeteilten Haushaltsgeld wirtschaftete (...) Bis zu der Zeit hatten beide Geschlechter, ja alle Mitglieder der Haushalte, junge wie alte (...) nahe beieinander gearbeitet (...) Das Leben war ein auf Interaktion basierendes Unternehmen.

(...) Indem die Menschen vom Bauernhof oder Dorf in die Stadt zogen, lockerte sich die Bindung an die Gemeinde, und die Familie wurde zu einer abgeschotteten privaten Einheit. Die Frauen trafen sich nicht mehr zum Nähen, an den Waschtagen oder im Haus von Gebärenden; wenn sie nicht miteinander verwandt waren, hatten sie auch nichts mehr miteinander zu tun. (...)«

Kinder und Mutterschaft wurden zur Privatsache und sind es bis heute noch. Nur dürfen bzw. sollen Frauen heute auch im »öffentlichen« Bereich existent sein. Sie dürfen nun dort auch in den globalisierten Konkurrenzkampf treten und sich als stark und emanzipiert im produktiven Bereich beweisen. Doch alles, was zum »Heim« gehört, soll auch dort bleiben. Passend dazu bloggt Hannah Wettig zu einer Buchkritik über *Lassen Sie mich durch – ich bin Mutter*, einem Buch der taz-Journalistin Anja Maier, in welchem Maier stillende Frauen im öffentlichen Raum als »Rinder« bezeichnet und sich auch ansonsten über die »raumgreifenden Latte Macchiato-Mütter« aus dem Prenzlauer Berg sehr negativ äußert: »In dieser Weltsicht darf die Frau Mann sein, wenn sie hinaus in die Welt geht. Sofern sie aber Mutter ist, ist sie ganz Natur und soll sich bitte schön verstecken.«⁷ ▶

⁷ <http://maedchenmannschaft.net/muetter-sollten-ihre-moepse-bedecken-jedenfalls-wenn-sie-rechnen-koennen/>



Viele Mütter sehen in der Erwerbsarbeit den Ausweg aus der Isolation, in die sie mit der Geburt eines Kindes gedrängt werden.

Die Mutter und die Isolation

Zusätzlich zu einer Stigmatisierung der öffentlich gelebten »Mutterrolle« und den hauswirtschaftlichen Tätigkeiten kommt noch die aus der Zerstörung der Lebensgemeinschaften resultierende Isolation, in die die Mutter fast automatisch mit ihrem – zumindest ersten – Säugling katapultiert wird.

Stützende Verwandte oder Freunde sind durch die Verheißungen und Anforderungen der modernen Lebens- und Arbeitswelt in alle Winde verstreut. Möglicher Netzwerkanschluss muss in der Regel erkaufte werden, wie es bei PEKIP und ähnlichen Kursen der Fall ist. Der öffentliche Raum ist meist weder baby- noch mütterfreundlich. Die Idee oder Notwendigkeit, gemeinschaftlich (reproduktive) Arbeiten zu verrichten, gibt es nicht mehr. Jede Frau sitzt nun alleine mit ihrem eigenen Baby vor ihrer eigenen Waschmaschine im eigenen Haushalt und fühlt bisweilen, verursacht durch mangelnde erwachsene Ansprache und die sich ewig zyklisch wiederholenden Aktionen rund um den Säugling, die Decke bedrohlich nahe auf den Kopf fallen. So fängt sie an, ihre Arbeitsstelle, selbst, wenn sie vorher dort nicht glücklich war, als Ort des Austausches, der Wertschätzung und Sinnhaftigkeit zu glorifizieren und sich nichts sehnlicher als eine Rückkehr dorthin zu wünschen.

Viele Erstmütter berichten, dass sie mitnichten auf ihre Mutterschaft vorbereitet waren und sehen sich mit Gefühlen konfrontiert, die ihnen bislang völlig fremd waren, wissen nicht mit sich, dem Baby und den Anforderungen, die es stellt, umzugehen. Es fehlen ja auch die Vorbilder im eigenen Bekanntenkreis, da die Welten der Mütter und Nicht-Mütter oft sehr getrennt voneinander stattfinden. Mit der Geburt des Kindes werden sie buchstäblich auf ein anderes Niveau katapultiert, auf dem sie die nächsten Jahre auch bleiben werden, zumindest wenn sie auf Augenhöhe mit ihrem Kind leben wollen: Auf den Boden, während der Rest der Gesellschaft seiner Steh-, Tisch und Stuhlkultur frönt.

Geburtsvorbereitungskurse und Stillgruppen helfen, wieder einen intuitiveren Umgang mit den Themen rund um Schwangerschaft, Geburt und erste Babyzeit zu bekommen, also den Input, den bis vor gar nicht all zu langer Zeit noch die Verwandten und Nachbarinnen »nebenbei« dem heranwachsenden Mädchen vermittelt haben.

Dennoch wird in all diesen Kursen die zentrale Frage, wie die gut ausgebildete, dem Mann idealerweise ebenbürtige und emanzipierte Frau von heute mit ihrer Mutterrolle und den damit einhergehenden Veränderungen und bisweilen negativen Gefühlen, umgehen soll, nur marginal gestreift. Es bräuchte Rituale

und mehr (ideelle) Unterstützung – aus der ganzen Gesellschaft – um einen gesunden Umgang mit dieser neuen Rolle und somit dem Baby zu finden. Ratgeber befassen sich meist mit der »guten, richtigen« Mutter-Kind-Interaktion und lassen die Mutter mit dem unguuten Gefühl zurück, für alle Krankheiten, Schwierigkeiten und Unpässlichkeiten des Babys und des Kleinkindes in irgendeiner Weise verantwortlich zu sein. Gänzlich vernachlässigt wird dabei der Einfluss des Umfelds der Mutter, die eine natürliche Säuglingspflege fast unmöglich macht und die Mutter gestresst, ausgelagt, ihre eigenen Bedürfnisse unterdrückend und dabei noch misstrauisch von der Gesellschaft beäugt und bewertet zurücklässt, besonders, wenn sie gegenüber den Bedürfnissen des Babys besonders aufmerksam ist und es daher z. B. »nicht einfach schreien lässt« oder seinen Schlaf nicht »programmieren« möchte.

Erwerbsarbeit als Retter in der Not

In der Kongressdokumentation *Leben mit Kindern - Mütter werden laut* von 1986 heißt es: »Meist müssen alle Pläne, die vor der Geburt gemacht wurden, über den Haufen geworfen werden, weil sich alles ganz anders entwickelt als angenommen (...) Während im patriarchal-kapitalistischen oder im real existierenden

patriarchal-sozialistischen Industriesystem der Versuch unternommen wird, alles minutiös zu planen, alle möglichen Fehlerquellen und Störfaktoren (...) auszuschalten, entpuppt sich ein gerade geborenes Baby als durch und durch anarchistisch. Es hält sich selten oder nie an vorgegebene Ordnungsstrukturen, nicht an die Lebensgewohnheiten der Erwachsenen, sondern frönt schamlos seinem Lustprinzip und bringt den Zeitrhythmus durcheinander. Ein Rhythmus der weitestgehend von den Produktionsverhältnissen bestimmt wird. Zwei Zeittakte laufen nebeneinander her. Der Zeittakt der Maschine (symbolisch für die durchorganisierte Industriegesellschaft) und der häufig keine Regelmäßigkeiten kennende Zeittakt des Kindes. Mütter leben an der Bruchlinie dieser beiden Welten, die immer weiter auseinander zu klaffen drohen, entsprechend den Werten, die in diesen Systemen dominieren.« Die einzige Linderung dieser Not wird im Wiederaufnehmen einer Erwerbsarbeit und dem stundenweise Abgeben des Kindes in einer Kita versprochen, um sich wieder im »industrialisierten Rhythmus« einzuschwingen und nicht abgehängt zu werden.

Das ist einigen Müttern soviel wert, dass sie sogar bereit sind, nur für die Kosten, die eine Haushaltshilfe, sowie der Beitrag zur Kinderbetreuung verursacht, kurz nach der Geburt wieder arbeiten zu gehen.

Turner schreibt dazu: »30.000 Jahre nach ihrer Geburt verlässt die Mutter nun das Reich der Mythologie. Sie wird menschlich, oder richtiger, sie kehrt nach ihrer Vereinnahmung durch das Patriarchat zum Menschsein zurück. Es wurde auch Zeit.« So interessant Turners Reise durch die Geschichte auch ist, so nährt sie doch nur einen neuen Muttermythos, den der »egalitären« Fraktion der jungen Grünen: Die moderne, angeblich von jeglichem sozialen Konstrukt befreite Mutter, ist sich ihrer guten Ausbildung bewusst und schaut möglichst früh, eine qualitativ hochwertige Kinderbetreuungsmöglichkeit aufzutun, um schnell an ihren Arbeitsplatz zurückkehren zu können. Das Ergebnis des Endes von Unterdrückung, Fremdbestimmung, Patriarchat und verblendeten Mythen, ja der Kern des Menschseins an sich, scheint zu sein, dass wenige Monate alte Babys mehrere Stunden am Tag gänzlich ohne ihre

biologische Mutter auskommen müssen, damit diese letztlich einer abstrakten, oft entfremdeten Arbeit nachgehen kann, die nur indirekt etwas zum Überleben der Familie beiträgt. Von der Gesellschaft bekommt die junge Mutter zunehmend Applaus dafür, Experten versichern ihr, dass das eine Elternjahr ausreichend für eine sichere Bindung zum Kind sei. Im übrigen sei die Frau dann auch dem Kind automatisch eine bessere Mutter, denn sobald das Kind in der Kita ist, verbringt sie in der gemeinsamen Zeit nicht nur einfach Zeit mit ihm, sondern Qualitätszeit.

It's QUALITY time!

Natürlich liest man in den Zeitungen wenig davon, wie wenig qualitativ es sich anfühlt, morgens das müde Kind in der Kälte aus dem Haus in die Krippe zu bringen, es vielleicht weinend zurücklassen zu müssen. Das schlechte Gefühl, das zurückbleibt, ist eben der »victorianische Muttermythos«, sozial konstruiert und hat nichts mit realen Empfindungen zu tun. Das Kind beruhige sich ja, versichert man der verunsicherten Mutter. Dafür haben die Mütter dann bisweilen an ihrem eigenen Feierabend ein wesentlich betreuungsintensiveres Kind um sich herum, wie es die Entwicklungspsychologin Lieselotte Ahnert in ihren Studien beschreibt, die sie im Buch *Wie viel Mutter braucht ein Kind?* diskutiert: »Die tagesbetreuten Kinder quengelten demnach in der Einrichtung kaum, jedoch sehr ausgeprägt, nachdem sie von ihren Müttern abgeholt wurden. Wahrscheinlich wollten sie die ungeteilte Aufmerksamkeit der Mutter einfordern.«

In den Postillen wird nicht davon geredet, wie es ist, wenn das Kind im ersten Betreuungsjahr schon zum vierten Mal Mittelohrentzündung hat und sich dann auch noch einen Magen-Darm-Virus einfängt. Die Krankheitstage sind ausgereizt, die Gedanken am Krankenbett drehen sich nur noch um den Abschluss des Projektes – wie soll man das noch unter einen Hut bekommen? Zum Glück hat die Pharmaindustrie schnell wirkende Mittel, oder das Kind wird zum Leidwesen der Erzieherinnen und der anderen Kinder und ihrer Eltern einfach krank in die Kita geschickt.

In der Qualitätszeit darf sich also nun meist die Mutter um die Stressregulati-

on, um Zwiebelsäckchen und Arztbesuche, und ums Butterbrotschmierer kümmern. Sie darf nachts aufstehen, das Kind beruhigen, welches mit 1 oder 2 Jahren oft noch mehrmals des Nachts erwacht, sein Bettüberzug wechseln, wenn es sich erbrochen hat und muss trotzdem am nächsten Morgen auf der Arbeit frisch und erfolgreich wirken. Und wenn das Familiengeld nicht für eine Haushaltshilfe reicht, dann darf sie an ihrem eigenen Feierabend auch noch nebenbei den Haushalt schmeißen.

Zusätzlich muss sie sich vielleicht auch noch gegenüber dem Betreuungspersonal in der Krippe verteidigen, wenn ihr Kind »auffällig« geworden ist, oder sie mit der einen oder anderen Erziehungsmethode dort nicht einverstanden ist. Ist das die erstrebenswerte Alternative zur ermüdenden Isolation? Und führt vielleicht die Angst davor, sich das zumindest teilweise Scheitern in diesem Lebensentwurf eingestehen zu müssen, zu Abwehrreaktionen gegen die Frauen, die selbstbewusst sagen: »Ich will heiraten, Mutter und Hausfrau werden«?

Dennoch gehört der neu erfundene Terminus *Quality Time* zum Konzept der vorgegaukelten Illusion, alles immer gleichzeitig haben zu können, auf nichts verzichten zu müssen – Hedonismus eben.

Work-Life-Balance

Stefan Paulus aus der Arbeitsgruppe Arbeit-Gender-Technik der TU Hamburg schreibt kritisch über die Work-Life-Balance: »Im Prinzip sind diese Maßnahmen letztendlich der Versuch die Profitraten zu erhöhen. Arbeite, konsumiere, krieg Kinder und sei glücklich ist die De-

SILVIA HABLE



Jahrgang 1983, beschäftigt sich im Moment mit der Betreuung ihrer 2 Kinder, agrar-ökologischen Themen und dem sozialen Wandel, dem (urbanen) Gärtnern und baut in ihrem Wohnort gerade einen Eltern-Kind-Treffpunkt mit auf. Weitere Infos und Austausch auf www.neue-nachbarschaft.net.

vise. (...) Unter Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird hier nicht verstanden, dass Lohnabhängige mehr Freizeit erhalten, um sich Freunden und Freundinnen, Sport oder Spiel oder sogar zivilgesellschaftlichen Engagement [oder den Kindern, Anm. der Autorin] zu widmen. Es geht hierbei vielmehr darum Arbeit und Leben so zu verzahnen, dass es rentabel und produktiver wird.«⁸

Es bleibt also ein Geheimnis, wie sich durch bessere Betreuungsmöglichkeiten

sowie eine gesetzliche Krankenversicherung während der ersten drei Lebensjahre des Kindes nicht in Stein gemeißelt sind, rufen uns jetzt Schweizer, Franzosen und Belgier zu, dass wir eine Luxuskonversation führen. Es geht auch anders. Mit nur vier Monaten Mutterschaftsurlaub. Oder noch weniger. Ohne Rentenansprüche und Krankenversicherung und ohne das Recht, nach drei Jahren an den Arbeitsplatz zurück kehren zu können. Im Übrigen ist aus all den Ländern,

eher unter, obwohl auch dies eine der zentralen Forderungen der Frauenbewegung war und ist.

Arbeitsgeberpräsident Hundt nutzt dagegen den Kitausbau geschickt für die Forderungen seiner Interessensgruppe: »Sobald der Ausbau der Kinderbetreuung gewährleistet ist, sollte die Elternzeit stufenweise auf zwölf Monate abgesenkt werden.« Weiterhin stellt er auch generell das Elterngeld in Frage, lehnt die Idee einer Großelternzeit und Schröders Vorschlag eines der drei Elternzeitjahre bis zum 14. Geburtstag des Kindes aufsparen zu können ab. Er begründet dies mit dem angeblichen Fachkräftemangel, dem auch mit Blue Card nicht beizukommen scheint, sowie den schwierigen Wiedereinstiegs- und Karrierechancen der pausierenden Mütter. Dabei sind es doch die Arbeitgeber, die maßgeblich über diese Chancen und die Rahmenbedingungen der Arbeitswelt entscheiden.

So sehen dies im Moment noch viele und eine Welle der Entrüstung brach über Hundt hinein. Doch steter Tropfen höhlt den Stein. Wie wird einer ähnlichen Forderung in fünf Jahren begegnet, wenn $\frac{2}{3}$ oder mehr aller Kinder unter drei Jahren in Tages-(oder Nacht-)Betreuung sind?

Sind das die Frauenrechte, für die wir kämpfen wollen?

Im Kapitalismus ist eine Emanzipation für Frauen nicht zu erlangen, jedenfalls nicht für den Großteil der nicht-privilegierten Frauen. Abhängigkeit besteht auch und gerade in einem bezahlten Arbeitsverhältnis, besonders wenn frau ungleiche Chancen hat, sich dort zu beweisen, da sie durch das Kind als Unsicherheitsfaktor indirekt immer eingeschränkt ist und sich gleichzeitig im gesellschaftlichen Klima nichts an der Anspruchshaltung der »perfekten – nun auch vollwertigen – Mutter« ändert.

Kinder und somit das Frausein an sich, was immer eine potenzielle Schwangerschaft mit sich bringen kann, sind und bleiben Karriererisiko, solange wir in einer profitorientierten Verwertungslogik denken.

Daraus resultiert auch der gerne und auch von Hundt angeführte »Fachkräftemangel«, den es mithilfe von Krippenplätzen nun endlich zu bekämpfen gilt.

Personalverantwortliche lehnen Teilzeit ab, denn Führungskräfte müssten uneingeschränkt verfügbar und für ihre Mitarbeiter ansprechbar sein.

von früher Ganztagskrippe bis gebundener Ganztagschule, die dem Arbeitgeber und Markt flexiblere Arbeitskräfte staatlich subventioniert zur Verfügung stellen, die männlichen Domänen aufgebrochen werden können, das Profitstreben minimiert, bessere Arbeitsbedingungen wie gutbezahlte Teilzeitjobs mit Selbstverwirklichungspotential und Aufstiegschancen für alle gefunden werden können. Warum sollte die Wirtschaft flexibler werden, wenn immer mehr Menschen auf der Suche nach Arbeit bereit stehen und auch eines der letzten Hindernisse zur vollen Verfügbarkeit, die Kinder, quasi rund um die Uhr aus dem Weg geräumt werden können?

Schon werden Stimmen laut, denen das immer noch nicht reicht. Anstatt an besseren Arbeits- und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für junge Familien zu arbeiten, soll der Störfaktor Kind noch optimierter wegorganisiert werden können – die 24 Stunden Kita winkt und wird als fortschrittlich und modern gefeiert!⁹ Dabei brauchen Kinder nicht nur ein »Recht« auf einen Kitaplatz, sondern gerade in Angst machenden und unsicheren Zeiten, wie die des Einschlafens, eine enge Bezugsperson.

Doch genauso wie die Dauer des Mutterschutzes und die Existenz des Elterngeldes, Elternzeit, Rentenansprüche,

in denen Frauen früher wieder an ihren Arbeitsplatz zurückkehren, sowie auch aus den Erfahrungen der DDR mit einem hohen Anteil Vollzeit erwerbstätiger Frauen, nicht bekannt, dass die (ebenefalls Vollzeitarbeitenden) Männer mehr im Haushalt und in der Kinderpflege mitpacken.

Und es ist fraglich, ob die Männer nach all den Haus- und Erziehungsarbeit abwertenden Debatten wirklich motivierter geworden sind, sich um Nachwuchs und Haushalt zu kümmern. Im Gegenteil: Was Männer wirklich mehr in die Kinderpflege miteinbezieht, sind die sogenannten »Vätermonate« – also von Arbeitgeberseite aus abgesicherte Zeit für die Familie und die daraus resultierende wachsende gesellschaftliche Anerkennung auch für Männer, die sich mit »Gedöns« beschäftigen. Zum anderen erleben viele Männer nun selbst, wie anspruchsvoll »das bisschen Haushalt und Kind« doch ist und sind daher auch später eher bereit die Hausarbeit innerhalb der Partnerschaft zu teilen. Während im ersten Jahr des Elterngeldes 2007 18% aller Väter diese von zwei bis mehr als zwölf Monaten in Anspruch nahmen, waren es 2010 schon 25%. Tendenz steigend.

Dazu passt auch, dass 50% der Väter im »Monitor Familienleben 2011« angeben, weniger arbeiten zu wollen, um mehr für die Familie da zu sein.¹⁰ Doch dies geht in den öffentlichen Debatten

⁸ <http://www.feministisches-institut.de/work-life-balance/>

⁹ <http://www.brigitte.de/gesellschaft/politik-gesellschaft/kita-schwedt-559624/2.html> und <http://www.n-tv.de/panorama/Lange-Wartelisten-article231505.html>

¹⁰ <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/familie,did=174434.html>

Es stehen durchaus genügend potenzielle Arbeitskräfte bereit, nur viele Arbeitgeber sind nicht im geringsten bereit, familienfreundliche Arbeitszeitmodelle zu akzeptieren. Frauen im gebärfähigen Alter werden sowieso nicht gerne eingestellt, und wenn sie einmal länger als ein oder zwei Jahre aus dem Job heraus sind, wird ihnen ein Wiedereinstieg erschwert bis verunmöglicht. Auch Männer, die ein Teilzeitmodell fordern oder aufgrund der Familie nicht jede Firmenstrukturierung und damit verbundenen Umzug oder jede mehrwöchige Dienst- und Fortbildungsreise antreten wollen, sehen sich schnell auf der Abschlusliste. Laut einer Untersuchung der Universität Duisburg-Essen lehnen die meisten Personalverantwortlichen Teilzeit rundweg ab. Die Befragten begründen die Ablehnung damit, Führungskräfte müssten uneingeschränkt verfügbar und für ihre Mitarbeiter ansprechbar sein.¹¹

Dagegen spricht eine Studie, die besagt, dass generell der Frust im Arbeitsbereich ansteigt. Nur selbstständig Tätige und Teilzeitbeschäftigte seien überdurchschnittlich glücklich mit ihrer Erwerbsarbeit.¹²

Die Menschen haben zunehmend ein Bedürfnis nach echter Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Doch dies »funktioniert nur in einer von Niedriglöhnen und Burn-outs befreiten Berufswelt. Wenn ordentlich Geld verdient wird, muss die Familienzone nicht auf gnädige Häppchen und organisatorisches Entgegenkommen der Wirtschaft hoffen. Doch die optimal Vereinbarten, das sind Leiharbeiter, befristet Beschäftigte, auf Abruf Tätige, die erst gar keine Familie gegründet haben, um arbeiten zu können.«¹³

Davon ungeachtet führen Feministinnen an, dass durch mehr Krippenplätze nun endlich auch die Frauen in die Männerdomänen – also in die Vollzeitarbeit, alles andere ist ja die »Teilzeitfalle« – eindringen können und hoffen, sich so des Patriarchats zu entledigen.

11 <http://www.perspektive-mittelstand.de/Karrier-Killer-Teilzeitarbeit-Weg-nach-oben-bleibt-in-Teilzeit-meist-versperert/management-wissen/2407.html>

12 <http://www.zeit.de/karriere/beruf/2011-08/studie-zufriedenheit-job>

13 <http://www.zeit.de/2012/42/Ehe-Familie-Karriere>

Das mag bisweilen sogar funktionieren, doch leider auf Kosten der Kinder. Ansonsten wird sich wenig ändern, wenn Frauen die bisher von Männern be-

Obwohl wir uns der negativen Folgen bewusst sind und die Bundesregierung sogar eine Enquetekommission ins Leben gerufen hat, die einen anderen Maßstab

Eine Studie bestätigt zunehmenden Frust im Arbeitsbereich, hauptsächlich Selbstständige und Teilzeitbeschäftigte seien glücklich mit ihrer Erwerbsarbeit

setzten Stellen übernehmen. Lohndrückerei, Konkurrenzkampf und Wettbewerb bestimmen weiterhin die Wirtschaftsordnung. Mit dem einzigen Unterschied, dass nun auch zunehmend Frauen mit Babys und Kleinkindern, also ungleich schwereren Rahmenbedingungen, um das seltene Gut »sinnvoller und gutbezahlter Arbeitsplatz« konkurrieren müssen. Es gibt also keine Verschnaufpause mehr im Spätkapitalismus, trotz all der technischen Errungenschaften, die uns schon vor mehr als einem Jahrhundert einen 4-Stunden (oder weniger) Arbeitstag möglich gemacht hätten.¹⁴

Nichts kann ewig wachsen

Längerfristig ist eine immer wachsende Wirtschaft unmöglich, wie Ernst Schumacher Anfang der 1970iger in seinem aufrüttelnden Buch *Small is Beautiful*, sowie der *Club of Rome*, ein Zusammenschluss von Personen aus Wirtschaft, Politik und Wissenschaft, mit dem Bericht *Limits to Growth* bereits feststellten.

Die *Degrowth*- oder »Postwachstums«-Bewegung in der sich immer mehr der wachstumskritischen Menschen der industrialisierten Welt zusammenfinden, hat ihre Verbündeten vor allem auch in den sogenannten Entwicklungsländern, in denen – für unser Wirtschaftswachstum – immer neue Märkte erschlossen werden und gigantische Infrastrukturprogramme anlaufen. Darunter leiden nicht nur die Umwelt vor Ort, sondern auch die sozialen Gefüge. Genauso wie die Industrialisierung in Europa die Menschen vereinzelt und die Lebenswelten voneinander entfremdet hat, passiert dasselbe nun in den hintersten Bergdörfern Nordindiens, Anatoliens oder Boliviens.

14 Paul Lafargue: *Das Recht auf Faulheit*, 1848

für den Wohlstand eines Landes als das Bruttoinlandsprodukt entwerfen soll¹⁵, kommt in der Realpolitik von Wachstumskritik nichts an. Noch immer zählt vor allem, wie viel die Menschen eines Landes produzieren können – und wie viele in Erwerbsarbeit stehen. Vereinfacht kann gesagt werden, je mehr Menschen im Ressourcen raubenden Kapitalismus erwerbsarbeiten, desto mehr leiden Soziales und Umwelt.

Nicht umsonst steigt jedes Jahr der weltweite CO₂-Ausstoß, während nur im Jahr der Finanzkrise 2008 eben solcher zum ersten Mal seit Anfang der Industrialisierung gesunken ist.¹⁶

Neben dem erhöhten Ressourcenverbrauch, der durch mehr Produktion, mehr Handel und daraus resultierendem Konsum entsteht, brauchen zwei Erwerbstätige oft zwei Autos um zu ihren jeweils entgegen gesetzten Arbeitsstellen (und zur Kita!) zu kommen, was die sogenannten Sachzwänge verstärkt, unbedingt nach der Elternzeit wieder Vollzeit oder zumindest auf einer Dreiviertel-Stelle zu arbeiten.

So hat der durchschnittliche Hartz4-Empfänger eine bessere Ökobilanz als die meist gutverdienenden LOHAS: Wer viel hat, konsumiert mehr. Und wer mehr konsumiert, verschlechtert seine Ökobilanz – auch mit sogenannten umweltfreundlichen Produkten.¹⁷

Allzeit bereit!

Arbeit, Wohnen und Leben bilden zwar keine Einheit mehr und lassen den, der zuhause mit den Kindern sitzt daher leicht in Einsamkeit und geistige Unter-

15 <http://www.bundestag.de/bundestag/gremien/enquete/wachstum/index.jsp>

16 <http://euobserver.com/environment/27913>

17 <http://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0921800908003595>

forderung abrutschen, andererseits ragt die Arbeit heute soweit wie noch nie zuvor in einer alles vereinnahmenden Art und Weise ins Leben hinein. Der Computer steht buchstäblich auf dem Nachttisch, das Handy ist in der Brust- oder Hosentasche. Immer mehr Menschen arbeiten auch in ihrem Urlaub, sind auch am Fei-

ters betroffen und die Krankheitsverläufe gestalten sich schwerer und werden eher chronisch.

Verantwortlich dafür sind ihrer Meinung nach: »Die psychosoziale Belastung des Einzelnen durch individuellen und gesellschaftlichen Stress, wie z.B. Leistungsanforderungen, Informations-

nach der Geburt des Kindes ein erstrebenswertes Ziel ist? Oder sollte hingegen die Hausarbeit mit einem höheren Satz als mit dem Betreuungsgeldsatz bislang angedacht, entlohnt werden, um Depressionen vorzubeugen?

Oder könnten auch ganz andere Modelle von Arbeit und Arbeitsteilung auf den Plan treten, etwa solche, bei denen eine institutionelle Betreuung von Kleinkindern nachrangig wird?

Können wir uns eine andere Art der Vergütung unsere Arbeit vorstellen, als eine monetäre, in der Zeit direkt an Geld gekoppelt ist? Welche Tätigkeiten würden in einer Postwachstumsgesellschaft als sinnvoll und sinnstiftend angesehen? Wie sähe ein Postwachstumsfeminismus aus?

Um nicht ewig und einfalllos die (unbezahlte!) Vollzeithausfrau gegen die (bindungsgestörte!) Karrieremutter auspielen zu müssen, bräuchten wir Studien darüber, wie es Kindern und Eltern dabei geht, wenn sie zwar erwerbsarbeiten, dies aber in unmittelbarer Nähe zueinander tun. Sicher würden sich dabei – fände es im größeren Stil statt – der Arbeitsinhalt, die Arbeitsdauer und auch die Einstellung zur Arbeit und dem Karrierebegriff an sich in der Gesellschaft ändern. Aber genau das brauchen wir doch!

Wie soll das neue Leben aussehen, das Frauen wie Männern beides ermöglicht – sinnvolle Arbeit und Kinder? Und dabei noch die Endlichkeit der Ressourcen und Verletzbarkeit des Planeten und unserer eigenen Spezies im Blick behält?

Fest steht: Krippen und Kitas sind durchaus sinnvoll. Eine kleine Elterninitiative wie ein Kinderladen, kann ein wichtiges Element zum wohnortnahen gemeinschaftlichen Leben sein, der weit über die Kinderbetreuung hinaus geht. Was momentan stört, ist die flächendeckende Alternativlosigkeit, die mit dem hektischen und einfalllosen Krippen- und Kitausbau zementiert wird. Denn genauso wie in der Landwirtschaft Monokultur dem Boden schadet, so schaden auch in sozialen Fragen eintönige Lösungen, die selten für alle Beteiligten passen.

Und wie auf den Nikobaren werden auch all die, die diesem System nichts abgewinnen können, gezwungen, sich dem allgemeinen Rhythmus anzupassen. Ob nun bewusst oder unbewusst: Die wirklich guten Ansätze früherer (feministi-

Die Menschen haben zunehmend ein Bedürfnis nach echter Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

erabend ständig erreichbar. Allenthalben muss die ganze Familie einem Job hinterher ziehen und spärlich gewachsene Netzwerke hinter sich lassen.

Der Stresspegel steigt messbar vor allem für die jungen Mütter: Erschöpfung, Depressionen, Schlafstörungen – »Die Zahl [der behandlungsbedürftigen Mütter, Anm. der Autorin] sei in den vergangenen acht Jahren um rund ein Drittel gestiegen«, sagte die Kuratoriumsvorsitzende des Müttergenesungswerks, Marlene Rupprecht. Wachsender Zeitdruck, die Doppelbelastung in Beruf und Familie und mangelnde Anerkennung ihrer Arbeit mache den Frauen zu schaffen. »Sie müssen die Managerinnen für alles sein und sollen dabei auch noch guter Laune sein, das ist kaum machbar (...) 2,1 Millionen Mütter sind kurbedürftig«, konstatierte Rupprecht. Längst nicht alle wissen allerdings um die Hilfsangebote: »Viele Frauen kommen leider gar nicht auf die Idee, eine Mutter-Kind-Kur zu beantragen (...) Auch die Angst vor Stigmatisierung oder die Furcht, zu lange am Arbeitsplatz auszufallen, dürfte bei der Entscheidung für oder gegen einen Kurantrag eine wichtige Rolle spielen.«¹⁸

Seit 2011 haben mehr als 6.000 medizinische, therapeutische und pädagogische Fachkräfte den Aufruf zur »Psychosozialen Lage« unterschrieben, der auf ein gesellschaftliches Umlenken hinarbeiten will.

In diesem Aufruf wird ein massiver Anstieg von Angsterkrankungen, Depressionen, Suchterkrankungen und psychosomatischen Störungen verortet. Frühberentungen nehmen zu, Kinder und Jugendliche sind zunehmend öf-

überflutung, seelische Verletzungen, berufliche und persönliche Überforderungen, Konsumverführungen, (...) nimmt stetig zu. Durch familiäre Zerfallsprozesse, berufliche Mobilität, virtuelle Beziehungen, häufige Trennungen und Scheidungen kommt es zu einer Reduzierung tragfähiger sozialer Beziehungen und dies sowohl qualitativer als auch quantitativer Art.«¹⁹

Momentan nehmen an die 2 Millionen Arbeitende in Deutschland regelmäßig Medikamente, um leistungsfähiger am Arbeitsplatz zu sein, Tendenz steigend.²⁰

Dabei ist der Wunsch nach »Erwerbsarbeit«, also nach einer Tätigkeit, die über die Betreuung des Säuglings hinaus geht und vergütet ist, absolut legitim und evolutionsbiologisch nachvollziehbar. So verwundert es nicht, dass eine Studie zum Zusammenhang zwischen der Arbeitsbeschäftigung der Eltern und dem Verhalten des Kindes in den ersten Lebensjahren ermittelte, dass es sich positiv auf das Sozialverhalten von Kindern auswirkt, wenn die jungen Mütter ihre Lohnarbeit nicht aufgeben. Zudem waren arbeitende Frauen weniger anfällig für Depression als Frauen, die ausschließlich unbezahlte Haus- und Familienarbeit leisteten.²¹

Und noch mal zusammengefasst

Nur stellt sich die Frage nach der Interpretation dieser und ähnlicher Studien. Ist daraus zu schlussfolgern, dass vierzig Stunden Erwerbsarbeit sechs Wochen

¹⁹ <http://www.psychosoziale-lage.de>

²⁰ DAK Gesundheitsreport, Schwerpunkt: doping am Arbeitsplatz, 2009

²¹ <http://www.esrc.ac.uk/news-and-events/press-releases/16143/working-mothers-and-the-effects-on-children.aspx>

¹⁸ <http://www.spiegel.de/gesundheit/diagnose/psychische-erkrankungen-bei-muettern-nehmen-zu-a-843614.html>



Kleine Elterninitiativen können ein wichtiges Element zum wohnortnahen gemeinschaftlichen Leben sein.

scher) Bestrebungen für eine neue Familien- und somit auch Gesellschaftsstruktur wurden vereinnahmt, und ihnen wurde nur da Rechnung getragen, wo es einen direkten Nutzen für das derzeitige Wirtschaftsmodell gab: Emanzipation ja bitte – aber dann auch so, dass der Kapitalismus profitiert.

Selbstorganisation und Solidarität haben diesen von jeher geschwächt, insofern wurde folgerichtig ein Keil zwischen die Frauen gebracht, der nun in dieser unglücklichen Betreuungsgelddiskussion mit Begriffen wie »Verdummungsprämie« (Jörg Dräger, Bertelsmann Stiftung, Vorstandmitglied) oder »Schnapsgeld« (Cornelia Pieper, FDP-Parteivorsitzende) für die Erziehungsleistung endgültig alle Fronten verhärtet und eine sinnvolle Diskussion über die Bezahlung und Verteilung von »Care Work« verhindert hat.

Wir sollten uns daher trauen, mehr zu fordern, und müssen dafür das derzeit vorherrschende Wirtschafts- und Arbeitsparadigma aktiv in Frage stellen: Die Welt, in der Selbstwertgefühl primär über Erwerbsarbeit hergestellt wird, zum Wanken bringen, und uns für eine wohnortnahe Zusammenführung der Lebenswelten einsetzen. Wir müssen uns die verkapitalisierten und rentabilisierten Lebensbe-

reiche wieder zurückholen und uns neu – zusätzlich oder anstelle der Kernfamilie – gemeinschaftlich in allen Lebensbereichen vernetzen und organisieren.

Wir müssen uns bewusst machen, dass, egal wie emanzipiert, fortschrittlich und von der Natur entkoppelt wir uns auch fühlen mögen, wir und unsere Kinder doch recht einfache Grundbedürfnisse haben, die von irgendjemanden erfüllt werden müssen. Wir brauchen ein Zuhause. Wir müssen essen. Wir brauchen saubere Kleidung. Wir wollen uns reproduzieren.

Lenin meinte, Hausarbeit mache dumm und demütig. Doch es ist nicht die Hausarbeit an sich, die abzuschaffen ist, sondern der gesellschaftliche Umgang mit ihr. Die Frau vom Joch der repressiven Hausarbeit zu befreien ist sicher richtig. Doch im Moment ist ein Großteil aller Grundbedürfnisse erfüllenden Tätigkeiten einfach ausgelagert auf Kosten der Umwelt und anderer Menschen, die wir meist nicht einmal persönlich kennen. Das ist absolut nicht nachhaltig und genauso repressiv. Nur sehen wir es eben nicht mehr mit eigenen Augen. Zuhause bleiben bzw. das Leben nachbarschaftlich und gemeinschaftlich zu organisieren ist dagegen

ökologisch und sozial sinnvoll, wie eine Studie der Uni Kassel zum Thema Nachhaltigkeit in drei verschiedenen Gemeinschaftsprojekten belegt.²²

Die Frage ist also nicht, ob wir mehr zuhause bzw. in unseren Nachbarschaften bleiben sollten, sondern wie – und zwar so, dass das Zuhause und die dort zu verrichtenden Tätigkeiten nicht mehr als Ort der Unterdrückung, der Langeweile und Isolation verstanden werden, sondern als Ort, an dem Gemeinschaft wieder lebbar wird, an dem Aufgaben unabhängig von Rollenzuschreibungen ausgeführt werden, auf der Basis von freien Vereinbarungen zwischen freien Menschen. Dazu gehören auch die Kinder und ihr legitimer Wunsch, die ersten Jahre in der Nähe ihrer Hauptbezugspersonen zu verbringen.

Daher ist es unabdingbar, dass wir, nachdem wir für das Recht der Frauen auf Arbeit gestritten haben, nun für das Recht der Kinder auf ihre Eltern in den ersten Lebensjahren eintreten. Die Wirtschaft muss sich dabei zuallererst an den Bedürfnissen der Kinder orientieren – nicht andersherum. ■

22 <http://www.usf.uni-kassel.de/glww/ergebnisse.htm>

Impressum

Herausgeber: Sören Kirchner
Chefredakteurin: Sabine Reichelt (sr) (V.i.S.d.P.)
Redaktion: Johanna Gundermann (jgm)
Layout: Sören Kirchner

Anschrift Redaktion und Verlag:
Redaktion »unerzogen«
tologo verlag
Garskestr. 31
04205 Leipzig
Tel: 0341/2562069 Fax: 0341/2562075
redaktion@unerzogen-magazin.de
www.unerzogen-magazin.de
Geschäftsführer: Sören Kirchner

Anzeigen:
Sören Kirchner
Tel: 0341/2562069 Fax: 0341/2562075
anzeigen@unerzogen-magazin.de
www.unerzogen-magazin.de/anzeigen

Aboservice und Preise:
Preise: Heftpreis: 6,90 Euro, Jahresabo (4 Ausgaben):
24,00 Euro frei Haus innerhalb Deutschlands.
Bei Lieferungen ins Ausland fallen zusätzliche Ver-
sandkosten von 2,50 Euro pro Heft an.

Alle Anfragen zum Abonnement bitte an:
Abo-Service »unerzogen«
Garskestr. 31
04205 Leipzig
abo@unerzogen-magazin.de

ISSN: 1865-0872

Redaktionsschluss: 15.02.2013

Übersetzung aus dem Englischen:
Bianka Blavustyak (Seite 6-9)

Bilder in diesem Heft:
monkeybusinessimages - istockphoto.com (Titelbild)
stm - photocase.com (Seite 6)
hannibie - photocase.com (Seite 8)
Miss X - photocase.com (Seite 20)
Dirk Vorderstraße (Seite 21)
Miss X - photocase.com (Seite 22)
Michael Lucan/pixeldost, Lizenz: CC-BY-3.0 (Seite 23)
erwinova - fotolia.com (Seite 24/25)
Miss X - photocase.com (Seite 26)
Brebca - fotolia.com (Seite 31)
Woodapple - fotolia.com (Seite 38)
Miss X - photocase.com (Seite 40)
Martinan - fotolia.com (Seite 43)
Miss X - photocase.com (Seite 47)
g-mikee - photocase.com (Seite 55)

Alle anderen Bilder sind Eigentum der Redaktion oder
des jeweiligen Autors bzw. Interviewpartners.

Richten Sie Leserbriefe an:
leserbriefe@unerzogen-magazin.de

Hinweise:
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird
nicht gehaftet; Rücksendung nur gegen Rückporto. Nach-
druck der Beiträge nur mit schriftlicher Genehmigung der
Redaktion. Zuschriften können (mit Namens- und Orts-
angabe, auch auszugsweise) veröffentlicht werden, falls
kein Vorbehalt gemacht wird. Bei Nichtlieferung ohne Ver-
schulden der Vertriebsfirma oder infolge höherer Gewalt
bestehen keine Ansprüche gegen den Verlag.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge werden von den
Autoren selbst verantwortet und geben nicht in jedem
Fall die Meinung der Redaktion wieder.

Nächstes Heft 1/13: März 2013

www.unerzogen-magazin.de